

**Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /
This is a self-archiving document (published version):**

Holger Kuße

**Tat'ána Vykypělová: Wege zum Neutschechischen. Studien zur
Geschichte der tschechischen Schriftsprache.**

Erstveröffentlichung in / First published in:

Zeitschrift für Slawistik. 2014, 59(4), S. 606 – 610 [Zugriff am: 28.11.2019]. De Gruyter. ISSN 2196-7016.

DOI: <https://doi.org/10.1515/slaw-2014-0045>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-713742>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).
www.nationallizenzen.de/

Buchbesprechung

Wege zum Neutschechischen. Studien zur Geschichte der tschechischen Schriftsprache.

DOI 10.1515/slwa-2014-0045

Tat'ána Vykypělová: *Wege zum Neutschechischen. Studien zur Geschichte der tschechischen Schriftsprache.* Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 2013. 390 S., ISBN 978-3-8300-6195-3

Die „Wege zum Neutschechischen“, die Tat'ána Vykypělová nachverfolgt, haben ebenso innersprachliche wie äußere – gesellschaftliche, politische und im „langen 16. Jahrhundert“ (S. 57) vor allem konfessionelle – Ursachen. Vf. strebt in ihren kenntnisreichen und sprachgeschichtlich weitsichtigen „Studien zur Geschichte der tschechischen Schriftsprache“ deshalb eine neue „synthetische“ Darstellung der Sprachgeschichte an, die äußere und innere Faktoren aufeinander bezieht (S. 19f.). Im Mittelpunkt steht die konfessionelle Markierung sprachlicher Merkmale, deren Standardisierung oder deren Verlust mit eben dieser Markierung in Verbindung zu bringen sei. In den zentralen Kapiteln III, „Konfessionelle Alternativen der Entwicklung der tschechischen Schriftsprache im 16. Jahrhundert“ (S. 57–140), und IV, „Konfessionelle Perspektiven auf die tschechische Schriftsprache im 16. Jahrhundert“ (S. 141–252), werden folgende Phänomene diskutiert: das Imperfekt und seine Verteidigung im Kontext der Übersetzungstätigkeit und der geistlichen Lieder der Brüderunität, die Unterscheidung von geschlossenem *l* und offenem *l* gegenüber dem Gebrauch von nur einem *l*, die Alternative von Diphthong *ie* und Monophthong *í* sowie jene von einfachem Graph *j* und Digraph *ij* zur Darstellung des langen *i*. Jeweils die erste Variante war als Besonderheit des Schrifttums der Brüderunität konfessionell markiert. Diese Markierungen hatten unterschiedliche Gründe und Folgen. Sie konnten, wie im Falle des Imperfekts, translatorisch und theologisch begründet sein, sie konnten areal bedingt sein, d. h. auf die dialektale Herkunft der Verfasser oder auch der Drucker und schließlich auf Sprachkontakte (bei *l* und *l* zum Polnischen; S. 176) zurückzuführen sein. Die konfessionelle Markierung war nicht immer von Anfang an vorhanden. Sie konnte sich auch aus einem zunächst zufallsbedingten Gebrauch

entwickeln. Das vermutet Vf. beim „zweierlei *l*“, zu dem sich eine konfessionelle Einstellung innerhalb der Brüderunität „erst ab den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts“ herausbildete, „als in der brüderischen Druckerei in Eibenschitz und später jener in Kralitz konsequent zweierlei *l* gedruckt zu werden begann“ (S. 175f.). Ebenso dürfte die Beibehaltung des Diphtongs *ie* zunächst ein „durch den dialektalen Hintergrund des jeweiligen Autors bedingtes sprachliches Merkmal“ gewesen sein, das „durch die sprachliche Praxis der Brüderunität zu einem konfessionellen Merkmal umgewertet wurde“ (S. 192; s.a. 193, 222).

Dass eine grammatische (Imperfekt), lautliche (Diphtong) oder orthographische (einfacher Graph) Besonderheit ein „konfessionell indikatives Merkmal wurde“ (S. 193), bedeutet nicht – so die nicht unerhebliche Einschränkung der These von der konfessionellen Markierung sprachlicher Merkmale – dass sie „exklusiv“ für eine Konfession war. Vf. will die Markierungen eher „im Sinne von Merkmalhaltigkeit oder Typischheit“ verstanden wissen (S. 244). „Die Unterscheidung von zweierlei *l* und die Verwendung des Graphems *j* für das lange *i* waren typisch für die Brüderunität, aber nicht exklusiv brüderisch, so dass das Vorkommen dieser Merkmale bei den Mitgliedern anderer Konfessionen ausgeschlossen worden wäre“ (ebd.). Dass Merkmale nicht exklusiv werden konnten, hatte mehrere Gründe. Neben der allgemeinen Sprachentwicklung, in der sprachliche Erscheinungen wie das Imperfekt auch unabhängig von konfessionell bedingter Beibehaltung oder Ablehnung aus dem Sprachgebrauch gerieten, stand der Exklusivität von Graphien und orthographischen Regelungen die normierende Rolle von Druckereien entgegen, die teilweise zwar konfessionell gebunden waren, zum Teil jedoch auch Aufträge verschiedener Konfessionen ausführten (S. 141–148, 243). Außerdem rechnet Vf. mit der *res publica litteraria* und ihren interkonfessionellen Begegnungen (z.B. 1551 zwischen Jan Blahoslav und dem Utraquisten Beneš Optát) und den daraus erwachsenen „konvergente[n] Tendenz[en]“ (S. 243). Vor allem aber ließen die sprachlichen Überschneidungen, die ungeachtet aller konfessionellen Polemiken und Abgrenzungen zwischen Protestanten, Utraquisten und Katholiken besonders in ihren Bibelübersetzungen vom 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zu beobachten sind, die Exklusivität konfessioneller sprachlicher Markierungen nicht zu.

Diesen – in der Forschung freilich nicht zum ersten Mal aufgerollten – Faden, greift Vf. im abschließenden V. Kapitel auf (S. 253–319). Das Kapitel hat einen langen Titel, der den Bogen von den Vorläufern der Kralitzer Bibel zu jenen der katholischen Sankt-Wenzels-Bibel schlägt: „Die tschechische Bibelübersetzung in der Zeit der Konfessionalisierung und die Bemühung der katholischen Reform um die tschechische Bibelübersetzung vor der Sankt-Wenzels-Bibel“. Hervorgehoben wird von Vf. unter anderem die Bedeutung der nach ihrer Einschätzung utraquistischen „Melantrich-Bibel“, an der sich zeigen lässt, dass die Opposition

zwischen Katholizismus und Protestantismus im böhmischen, eher durch einen „unscharfen“ Utraquismus geprägten 16. Jahrhundert weit weniger scharf war als im übrigen Europa. Auch das schlägt sich sprachlich nieder. Die Wertschätzung gelungener Übersetzungen auch der konfessionellen Gegenseite – besonders im Falle der Sankt-Wenzels-Bibel mit ihren Anknüpfungen an die Kralitzer Bibel – wird für Vf. am Schluss ihrer Studien zu einer ethischen Botschaft, die über die Sprach- (und Text-)geschichte hinausgeht, in ihr aber als „Pointe unserer Geschichte über die Konfessionen“ gleichsam eingeschrieben ist. Gemeint ist die „Fähigkeit, trotz Differenzen das, was an den anderen schätzenswert ist, auch tatsächlich zu schätzen“ (S. 319). Der daraus folgende Verzicht auf Exklusivität und der Wille zum Kompromiss und zum Zusammenleben zeigen sich auch im zeitgenössischen Umgang mit den von Tat’ána Vykypělová untersuchten Phänomenen. Vf. stellt nämlich fest, dass die Brüderunität das Imperfekt und den Diphthong *ie* aufgab, als sie im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts gesellschaftliche Akzeptanz anstrebte, wohingegen sich zweierlei *l* und das Graphem *j* auch außerhalb ihrer Gemeinschaft verbreiten konnten, als im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts diese Akzeptanz erreicht war (S. 244).

Bei so viel Einschränkungen der konfessionellen Markierungen auf den Wegen zum Neutschechischen fragt sich zwangsläufig, wieviel die (relative) Konfessionalität sprachlicher Phänomene zur tatsächlichen Sprachentwicklung und Herausbildung des neutschechischen Standards überhaupt beitrug. Denn darum geht es Vf. letztlich: um die Rolle der Konfessionalisierung in der Sprachgeschichte, die in der bisherigen Geschichtsschreibung des Tschechischen aus zum Teil paradigmatischen Gründen (Reduktion auf die innere Sprachgeschichte), zum Teil aber auch aus sekundären äußeren Gründen vernachlässigt worden sei: Die „sozial-politische Situation der tschechischen Nation im 19. und 20. Jahrhundert (...), die sich keine Spaltungen leisten konnte“, bedingte, so Vf., „dass das Prinzip der Selbstbetrachtung der tschechischen Gesellschaft sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit national, nicht konfessionell geworden war“ (S. 251). Diese Betrachtungsweise wirkte sich auch in der Sprachgeschichtsschreibung aus und sie wirkt bis heute nach. Die Berechtigung und Notwendigkeit einer konfessionellen Betrachtungsweise ergibt sich dagegen für Vf. nicht nur aus der kulturellen Bedeutung der religiösen Differenzen selbst, sondern auch aus einem neuen Kriterium für die Periodisierung der tschechischen Sprachgeschichte, das mit der Konfessionalisierung koinzidiert. Es handelt sich um das Kriterium der Verständlichkeit, dessen Bedeutung und empirischen Nachweis Tat’ána Vykypělová bereits 2010 auf der Dresdner Tagung „5. Bohemicum Dresden: Tschechisch bis 1775 – historische Kontinuität oder Geschichte mit Sollbruchstellen?“ vorgestellt hatte (s. den Tagungsbericht in: *ZfSl* 56/2, 2011 und den Konferenzbeitrag „Kontinuität und Diskontinuität der Entwicklung des Stan-

dardtschechischen im Lichte der Periodisierung der tschechischen Sprachgeschichte, in: C. Woldt (Hrsg.), *Tschechisch bis 1775 ...*, München u. a. 2012, S. 27–41). In der vorliegenden Publikation wird dieses Kriterium der Verständlichkeit älterer Sprachzustände für den heutigen Rezipienten im II. Kapitel, „Altschechisch und Neutschechisch – die Frage der Periodisierung der tschechischen Sprachgeschichte“ (S. 35–55), diskutiert. Vf. spricht hier unter anderem die Periodisierungen von Miloš Weingart, Václav Flajšhans, Bohuslav Havránek, Dušan Šlosar und Radoslav Večerka an, in denen das 15. und 16. Jahrhundert zusammen zum Mitteltschechischen oder sogar Neutschechischen gerechnet werden (Weingart, Flajšhans) oder aber das 16. Jahrhundert als eine sprachgeschichtliche Epoche behandelt wird (Šlosar, Večerka, Havránek und bereits Dobrovský). Als „zu dessen Zeiten relativ innovativ“ (S. 47) bezeichnet Vf. Havráneks Periodisierung, die das „Ende der altschechischen Periode (...) um das Jahr 1500“ festsetzte (S. 47). Mit Vykypělovás „Verständlichkeit als Abgrenzungsprinzip“ verschiebt sich diese Grenze jedoch in die Mitte des 16. Jahrhunderts, da tschechische Muttersprachler ohne spezielle paläobohemistische Schulung Texte ab dem ausgehenden 16. Jahrhundert richtig verstehen können, ihnen Texte aus dem 15. Jahrhundert oder aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts jedoch Verständnisprobleme bereiten (S. 49). Aus diesem Grund plädiert Vf. für ein dreigliedriges Modell der Periodisierung, „in dem mit einer Übergangsperiode gerechnet wird (15. Jahrhundert und Anfang des 16. Jahrhunderts) und in dem die Sprache ab der Mitte des 16. Jahrhunderts als Neutschechisch zu betrachten ist“ (S. 50). Der zweite Bruch fällt also genau in die Mitte der Konfessionalisierung Böhmens mit der Kralitzer Bibelübersetzung als nicht nicht nur größtem, sondern auch besonders frühem Dokument des Neutschechischen. Fast zwangsläufig ergibt sich daraus die Relevanz der konfessionellen Indikationen für die Sprachgeschichte.

Diese ist nun aber, wie Vf. ja auch zeigt, durch das Ethos der Verständigung und des interkonfessionellen Austausches relativiert, so dass nach der Spezifik und der tatsächlichen sprachgeschichtlichen Auswirkung von Konfessionalismen gefragt werden muss. Wie die Studien von Tat'ána Vykypělová ergeben, fallen diese unterschiedlich aus, weil sich die Phänomene strukturell unterscheiden. Diese Unterschiede hätten von Vf. noch profilierter dargestellt werden können, sie werden allerdings auch in der vorliegenden Form deutlich. Die sprachlichen Markierungen können rein indexalisch sein wie die Wahl eines Graphems, das zum Merkmal der konfessionellen Herkunft eines Textes wird. Die Lautwahl kann auf die dialektale und damit areale Herkunft von Verfassern, Schreibern oder auch Druckern verweisen und damit die Verknüpfung von Religion und Region indizieren, und sie kann sich in manchen Fällen auch semantisch auswirken. Jan Blahoslav wies auf die bedeutungsunterscheidende Funktion *ie* und *í* hin (S. 204). Ein Phänomen kann aber auch semantisch von starker Relevanz sein, wie das

Imperfekt, dessen Gebrauch oder Ersatz durch das analytische Tempus als inhaltliche Verschiebung gedeutet wurde. Der Verfechter des Imperfekts, Lukas von Prag, sprach vom „Schaden für die Wahrheit (ujma pravdy)“, den der Verzicht auf die Form mit sich brächte. Die Diskussion in der Brüderunität um die Beibehaltung einer schon archaischen Form im biblischen Text (nicht im säkularen Schrifttum) führt somit in die Mitte religiöser Sprachdiskurse, die bis heute immer wieder um das Verhältnis von Verständlichkeit (Anpassung an den gegenwärtigen Sprachgebrauch) und theologischer und spiritueller Adäquatheit (Orientierung am Ausgangstext und/oder dogmatischen Vorgaben) kreisen. Archaische Formen lassen sich allerdings nur bis zu einem bestimmten Grad des Abstands zur jeweiligen Gegenwartssprache als adäquat verteidigen, danach werden sie schlicht museal, weshalb schon Jan Bohuslav das Imperfekt nicht mehr propagierte (S. 100–105). Die Kontroverse um diese grammatische Form ist also von unbestreitbarem Interesse für die Geschichte des religiösen Sprachdiskurses in Böhmen, sie könnte als solche aber auch ein isoliertes Sprachspiel konfessionell engagierter Theologen sein, das gar keine Auswirkungen auf die allgemeine Sprachentwicklung hatte, die sich ohnehin vom Imperfekt verabschiedete. Hier vermutet Vf. nun eine komplexe Wechselwirkung von metasprachlichen Diskursen, konfessioneller Markierung und Sprachentwicklung. Gerade weil das Imperfekt zunächst in Kreisen der Brüderunität, einer in dieser Zeit gesellschaftlich und religiös eher isolierten Gemeinschaft, propagiert und damit konfessionell markiert worden sei, habe es seine religiöse und gesellschaftliche Konsensfähigkeit verloren (S. 111f.). Die konfessionelle Markierung führte gleichsam zu einer Flucht vor der Form. Das ist zwar sicher nicht der einzige Grund (wahrscheinlich nicht einmal der Hauptgrund) für den Schwund des Imperfekts, die Konfessionalisierung hat ihn aber vielleicht beschleunigt. Tat'ána Vykypělovás Untersuchung zeigt an diesem Beispiel, wie sehr metasprachliche Diskurse (auch solche, die außersprachlich motiviert sind) und die Sprachentwicklung im Prozess der Standardisierung ineinandergreifen. Diese Zugangsweise beeindruckt, wie die vorliegende Publikation – die aus dem von der Grantová agentura ČR geförderten Projekt „Konfesní alternativy vývoje spisovné češtiny v 16. století“ hervorgegangen ist – insgesamt beeindruckt. Sie zeigt aber auch, wie viel in der synthetischen oder – wie ich selbst sie nennen möchte – korrelativen Sprachgeschichtsschreibung noch zu tun ist.